

CJ ROBERTS

Sturm
DURCH DIE
Finsternis

Aus dem Amerikanischen von Michael Krug

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Seduced in the Dark*
erschien 2013 im Verlag Neurotica Books.
Copyright © 2013 by CJ Roberts

1. Auflage April 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Katrin Hoppe
Titelbild: Kurt Paris – www.kurtparis.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-637-3
eBook 978-3-86552-638-0

Ein Wort an die Leser

Falls ihr das hier lest und *Fesseln in der Finsternis* noch nicht gelesen habt, kehrt um! Sonst kennt ihr euch nicht aus.

Für den Rest: Hallo zurück, ich freue mich, dass ihr beschlossen habt, diese Reise mit mir fortzusetzen. Der große Erfolg von *Fesseln in der Finsternis* ist für mich unfassbar! Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas schaffe, und ganz ehrlich, ich empfinde tiefe Demut euch allen gegenüber.


Ihr habt meinen Traum wahr gemacht.

Auch mit Widrigkeiten bin ich konfrontiert gewesen. Ich habe durchaus Ablehnung und Kummer zu spüren bekommen. Ich will nicht behaupten, das sei es wert gewesen – bei einigen Dingen würde ich alles dafür geben, sie ungeschehen machen zu können. Allerdings kann ich in die Zukunft blickend aufrichtig sagen: Ich hatte noch nie mehr Hoffnung.

Danke.

»Ich bin allen dankbar, die Nein zu mir gesagt haben. Wegen ihnen habe ich es selbst gemacht.«

– Albert Einstein



*»Ich mache das schon lange – Menschen
manipulieren, um meinen Willen zu
bekommen. Deshalb glaubst du, mich zu
lieben. Weil ich dich gebrochen und dazu
wiederaufgebaut habe, es zu glauben. Das
war kein Zufall. Sobald du das alles hinter
dir lässt ... wirst du es erkennen.«*

– Caleb



1

Sonntag, 30. August 2009

Tag 2:

Bei lebendigem Leib seziert. Etwas anderes fällt mir nicht ein, um zu beschreiben, wie ich mich gerade fühle – bei lebendigem Leib seziert. Als würde mich jemand mit einem Skalpell aufschneiden und die Schmerzen setzten erst ein, wenn das Gewebe durchtrennt ist und mein Blut hervordribbelt. Ich kann das Knacken hören, als würden meine Rippen auseinandergezwungen. Langsam werden meine nassen, klebrigen Organe eines nach dem anderen aus mir herausgezogen. Bis ich ausgehöhlt bin. Hohl und trotz schier unerträglicher Schmerzen immer noch lebendig. Immer noch ... lebendig.

Über mir befinden sich sterile und industriell anmutende Neonleuchten. Eine der Leuchten droht auszugehen – sie flackert, summt und kämpft ums Überleben. Die ganze letzte Stunde war ich wie gebannt von ihrem Morsecode. *Ein-aus-summ-summ-ein-aus.* Meine Augen tun weh. Ich starre weiter hin. Stimme mit meinem eigenen Morsecode ein: *Denk nicht an ihn. Denk nicht an ihn. Caleb. Denk nicht an ihn.*

Von irgendwoher werde ich beobachtet. Irgendjemand ist immer hier. Jemand, der an meinen verschiedenen Schläuchen und Kabeln zupft. Jemand beobachtet meinen Herzschlag, ein anderer meine Atmung, jemand sorgt dafür, dass ich betäubt bleibe. *Denk nicht an ihn.* Schläuche

und Kabel. Sie ragen aus meiner Hand, pumpen diverse Flüssigkeiten und Medikamente in mich hinein. Sie verlaufen von meiner Brust zu einem Monitor, der meinen Herzschlag überwacht. Manchmal halte ich den Atem an, um zu sehen, ob mein Herz dann stehen bleibt. Stattdessen schlägt es wilder und schneller in der Brust, und ich schnappe japsend nach Luft. *Summmm-ein-aus.*

Da ist jemand, der mich zu füttern versucht. Die Frau sagt mir ihren Namen, aber er ist mir egal. Sie spielt keine Rolle. Niemand tut das. Nichts spielt irgendeine Rolle. Sie fragt nach meinem Namen, freundlich, sanftmütig. Als könnte mich das zum Reden bringen. Ich antworte nie. Ich esse nie.

Mein Name ist Kätzchen und mein Meister ist fort. Was könnte wichtiger sein als das?

In einem Winkel meines Geistes sehe ich ihn, wie er mich aus den Schatten beobachtet. »Glaubst du wirklich, dass Betteln funktioniert?«, fragt der Phantom-Caleb. Er lächelt.

Ich weine. Laute, schreckliche Geräusche stürzen so heftig aus mir hervor, dass sie meinen gesamten Körper zum Zittern bringen. Ich kann nicht damit aufhören. Ich will Caleb. Stattdessen bekomme ich Drogen. Die Nahrung gelangt durch einen Schlauch in mich, während ich schlafe.

Immer ist jemand da, der mich beobachtet.

Immer.

Ich will weg von diesem Ort. Mir fehlt nichts. Wäre Caleb hier, würde ich diesen Ort glücklich, lächelnd und gesund verlassen. Aber er ist fort. Und sie lassen mich nicht in Ruhe, um ihn zu betrauern.

Tag 3:

Ich schließe die Augen und öffne sie langsam wieder. Caleb steht über mich gebeugt. Mein Herz rast und Tränen purer Freude fluten meine Augen. Endlich ist er hier. Endlich ist er gekommen, um mich zu holen. Sein Gesichtsausdruck ist herzlich, sein Lächeln breit. Seine Lippen sind vertraut verzogen und ich weiß, ihm geht gerade etwas Unanständiges durch den Kopf.

Ein bekanntes Kribbeln breitet sich in meinem Bauch aus, kriecht nach unten zu meiner Muschi, bringt sie dazu anzuschwellen und zu pulsieren. Ich hatte seit Tagen keinen Orgasmus und dabei habe ich mich so an Orgasmen gewöhnt.

»Soll ich dich freilassen? Du siehst so sexy aus, wenn du gefesselt bist«, sagt er mit einem Lächeln.

»Du hast mir gefehlt«, versuche ich zu erwidern. Mein Mund ist unglaublich trocken. Meine Zunge fühlt sich schwer und tot darin an. Meinen Lippen scheint es nicht besser zu gehen. Sie sind spröde, und als ich mit der Zunge über die Unterlippe schabe, muss ich unwillkürlich an Sandpapier denken.

Der Schlauch, über den sie mich ernähren, steckt in meinem linken Nasenloch, reicht hinab bis in meine Kehle. Er juckt. Ich kann die Stelle nicht kratzen. Er tut weh. Ich kann ihn nicht abschütteln. Ich spüre ihn jedes Mal, wenn ich schlucke, und er schmeckt nach Desinfektionsmittel.

»Es tut mir leid«, sagt Caleb.

»Was?«, flüstere ich. Ich will hören, dass es ihm leidtut, mir nicht früher gesagt zu haben ... dass er mich liebt.

»Die Fesseln.«

Ich runzle die Stirn. Er liebt Fesseln.

»Sobald wir uns wegen deines Geisteszustands sicher sind, können wir sie entfernen.«

Das ist falsch. Vollkommen falsch.

Es liegt an den Medikamenten.

»Weißt du, warum du hier bist, Olivia?«, fragt eine Frau mit leiser Stimme.

Ich bin nicht Olivia. Dieses Mädchen bin ich nicht mehr.

»Ich bin Dr. Janice Sloan. Ich bin forensische Sozialarbeiterin beim Federal Bureau of Investigation«, erklärt sie. »Die Polizei konnte dich anhand der Vermisstenanzeige identifizieren. Deine Freundin Nicole hat die Entführung gemeldet. Wir haben nach dir gesucht. Deine Mutter war sehr besorgt.«

Ich will etwas erwidern, will ihr sagen, dass sie verdammt noch mal die Fresse halten soll. Ich kann spüren, wie meine Haut kribbelt. *Aufhören! Hör auf, mit mir zu reden.* Aber das tut sie nicht. Sie wird immer weiterfragen. Immer dieselben Fragen. Und diesmal muss ich sie vielleicht beantworten. Ich weiß, dass es der einzige Weg ist, damit sie mich gehen lassen. Sie halten mich ständig gefesselt und pumpen mich mit Drogen voll – Sie sagen, ich hätte versucht, meine Pflegerin zu verletzen. Ich sage, sie hat zuerst versucht, mich zu verletzen. Ich wollte nie ins Krankenhaus gebracht werden. Das Blut stammte nicht von mir und der ursprüngliche Besitzer würde es nicht vermissen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er tot ist. Und ich sollte es wissen – immerhin habe ich ihn umgebracht.

»Ich weiß, wie schwer das für dich sein muss. Was du durchgemacht hast ...« Ich höre sie schlucken. »Das kann ich mir nicht einmal vorstellen«, fährt sie fort. Es stinkt nach Mitleid und das will ich nicht. Schon gar nicht von ihr. Sie streckt die Hand aus, um meine zu berühren, und

ich zucke blitzartig zurück. Das scharfe Geräusch meiner Hände, die gegen das Bettgeländer klatschen, klingt wie eine Androhung von Gewalt. Ich bin mehr als bereit für Gewalt, wenn die Frau noch einmal versucht, mich anzufassen.

Sie hält die Hände hoch und weicht einen Schritt zurück. Meine Atmung beruhigt sich allmählich, und der schwarze Ring, der meine Sicht umgibt, verflüchtigt sich, bis ich die Welt wieder hoch aufgelöst und in Farbe wahrnehme. Nun, da ich mich auf sie konzentriere, bemerke ich, dass sie nicht allein ist. Ein Mann ist bei ihr. Er legt den Kopf schief und glotzt mich an, als wäre ich ein Rätsel, das er lösen will. Der Blick ist mir herzerreißend vertraut.

Ich rolle den Kopf zum Fenster herum und starre auf das Licht, das durch die horizontalen Lamellen der Jalousien dringt. Mein Magen krampft sich zusammen. *Caleb*. Sein Name zieht flüsternd durch meinen Geist. Er hat mich immer so angesehen. Ich frage mich, warum. Immerhin schien er meine Gedanken lesen zu können. Mein Körper schmerzt. Caleb fehlt mir. Er fehlt mir so sehr. Ich spüre wieder Tränen, die mir aus den Augenwinkeln rinnen.

Dr. Sloan lässt nicht locker. »Wie fühlst du dich? Der Sozialarbeiter, der bei deiner Erstuntersuchung anwesend war, hat mir Bericht erstattet. Außerdem bin ich über die Ereignisse informiert worden, die von der Polizei in Laredo bezeugt wurden.«

Ich schlucke schwer. Erinnerungen bestürmen mich, aber ich kämpfe gegen sie an. Das ist haargenau, was ich nicht will.

»Ich weiß, es kommt dir nicht so vor, aber ich bin hier, um dir zu helfen. Du wirst wegen tätlichen Angriffs auf Bundesgrenzschutzbeamte, Waffenbesitzes, Widerstands gegen die Verhaftung und Mordverdachts festgehalten. Ich

bin hier, um deine Zurechnungsfähigkeit festzustellen, aber auch, um dich zu unterstützen. Ich bin sicher, du hattest für alles, was passiert ist, deine Gründe, aber ich kann dir nicht helfen, wenn du nicht mit mir redest. Bitte, Olivia. Lass mich dir helfen«, drängt Dr. Sloan.

Meine Panik steigt. Meine Brust hebt und senkt sich heftiger, und die Welt wird an den Rändern schwarz. Tränen ersticken mich um den Schlauch in meinem Hals herum. Der verfluchte Schmerz in der Welt nach Caleb ist endlos. Ich habe gewusst, dass es so sein würde.

»Deine Mutter versucht gerade, jemanden zu finden, der auf deine Brüder und Schwestern aufpasst, damit sie herkommen kann, um dich zu sehen«, fügt die Frau hinzu.

NEIN! Bleib weg von mir.

»Sie sollte in den nächsten ein, zwei Tagen hier sein. Du kannst mit ihr telefonieren, wenn du möchtest.«

Ich wimmere. Ich will, dass sie aufhört. Ich will, dass sie alle verschwinden – diese Frau, der Mann in der Ecke, meine Mutter, meine Geschwister, sogar Nicole. Ich will nichts von ihnen hören. Ich will sie nicht sehen. *Verschwinded, verschwindet, verschwindet!*

Ich brülle wie am Spieß. Ich gehe nicht zurück!

»Caleb!«, schreie ich. »Hilf mir!« Mein Körper will sich zusammenkrümmen, aber es geht nicht. Ich bin festgebunden, zur Schau gestellt wie ein gefangenes Tier. Die wollen wissen, was mit mir los ist, aber sie werden und können es niemals, niemals verstehen. Ich kann es ihnen niemals sagen. Dieser Schmerz gehört allein mir.

Ich schreie und schreie und schreie, bis jemand hereinstürzt und all meine magischen Knöpfe drückt.

Die Drogen überwältigen mich.

Caleb.

Tag 5:

Ich bin mir absolut darüber im Klaren, dass ich in der Psychiatrie des Krankenhauses bin. Man hat es mir viele Male gesagt. Unwillkürlich lache ich innerlich über die Ironie. Sie lassen mich gehen, sobald ich in der Lage bin, ihnen zu sagen, sie sollen mich entlassen. Aber ich werde nicht reden. Ich bin buchstäblich meine eigene Geisel. Vielleicht *bin* ich ja verrückt. Vielleicht gehöre ich hierher.

Die Blutergüsse an meinen Hand- und Fußgelenken haben sich zu einem zornigen Violett verfärbt. Ich muss wohl ziemlich hart gekämpft haben. Mir fehlen die Fesseln. In gewisser Weise haben sie mir die Freiheit gegeben, mich zu winden und um mich zu schlagen. Sie haben mir etwas und jemanden zum Bekämpfen gegeben. Ohne sie ... komme ich mir wie eine Verräterin vor. Obwohl ich keine Gefangene mehr bin, erlaube ich ihnen, mich hierzubehalten.

Ich esse, wenn sie mir etwas zu essen bringen, um diesen verfluchten Schlauch in der Nase zu vermeiden. Ich dusche, wenn sie sagen, dass ich duschen muss. Ich krabbele wie ein artiges kleines Mädchen ins Bett zurück. Mit den Drogen schwebe ich davon. Oh, wie ich die Drogen liebe ...

Aber sie lassen mich nie allein. Es ist immer jemand hier, der mich beobachtet, als wäre ich ein Laborexperiment. Wann immer sich der Drogennebel lichtet, sind sie da: Dr. Sloan oder ihr »Partner«, Agent Reed. Er starrt mich gern an. Und ich starre dann zurück.

Wer zuerst wegschaut, verliert.

Oft bin ich das. Sein finsterer Blick ist nervenaufreibend.

In Reeds Augen sehe ich eine vertraute Entschlossenheit und eine Gerissenheit, der ich niemals gewachsen sein werde.

»Hast du Hunger?«, wollte er mit leiser, tiefer Stimme wissen.

Es ist, als würde er mir übermitteln, dass ich keine andere Wahl hätte, als einzuknicken. Am Ende wird er bekommen, was er von mir will. Ich verspottete ihn mit meinem Schweigen. Manchmal grinst er mich an. Und dann erscheint mir Calebs Phantom-Präsenz umso deutlicher.

Als ich nicht antwortete, strichen die Finger seiner rechten Hand an der Unterseite meiner rechten Brust entlang.

An diesem speziellen Tag schaut er als Erster weg und richtet die Aufmerksamkeit wieder auf den Laptop vor sich. Er tippt etwas, dann scrollt er durch Informationen, die ich nicht sehen kann.

Scharf sog ich die Luft ein und lehnte mich von seiner Berührung weg, presste meine fest geschlossenen Augen gegen meinen Arm.

Langsam greift er nach seiner Aktentasche, die auf dem Boden neben seinem Stuhl steht, und zieht einige braune Ordner daraus hervor. Er öffnet einen und kritzelt Notizen, während er die Stirn in Falten legt.

Seine Lippen strichen über meine Ohrmuschel ...

Ich weiß es.

Ich weiß, dass Caleb nicht hier ist. Ich bin im Kopf total im Arsch. Nüchtern ziehe ich das Fazit, dass Agent Reed ein äußerst gut aussehender Mann ist. *Nicht so attraktiv wie*

Caleb. Allerdings empfinde ich ihn als genauso intensiv. Sein pechschwarzes Haar erscheint mir ein wenig zu lang für seinen Beruf, aber er sorgt dafür, dass es immer makellos gepflegt ist. Er trägt das typische Filmoutfit eines Agenten: weißes Hemd, schwarzer Anzug, dunkle Krawatte. An ihm sieht es gut aus, als würde er es auch dann tragen, wenn es nicht vorgeschrieben wäre. Ich frage mich, wie er ohne aussehen würde ...

Dazu hat mich Caleb gemacht. Er hat es zugegeben. Ich bin alles, wozu er mich machen wollte. Und was habe ich am Ende als Gegenleistung bekommen?

Ich wusste, dass er lächelte, obwohl ich es nicht sehen konnte. Ein Schauer, so stark, dass mein Körper regelrecht auf ihn zuzuckte, raste mir den Rücken hinab.

»Ihre Mutter dürfte heute hier eintreffen«, lässt mich Agent Reed wissen. Sein Tonfall klingt teilnahmslos, aber er wirft mir immer wieder Seitenblicke zu. Er ist neugierig auf meine Reaktion.

Mein Herz stottert kurz, aber das Ruckeln ist gleich vorbei und dann empfinde ich einfach wieder ... nichts. Sie ist meine Mutter; ich bin ihre Tochter. Es ist unvermeidlich. Letztlich werde ich sie sehen müssen. Mir ist bewusst, dass ich die Worte aussprechen muss, wenn es so weit ist. Ich muss ihr sagen, dass ich nicht zu ihr zurückwill. Dass sie mich vergessen soll.

Auch wenn ich dankbar für den Aufschub bin, aber mal ehrlich – sie hat fünf Tage gebraucht, um es hierher zu schaffen? Vielleicht wird es einfacher als gedacht, ihr zu sagen, sie soll mich in Ruhe lassen. Meine Gefühle zu dem Thema sind zwiegespalten.

»Erzählen Sie mir, wo Sie fast vier Monate lang gewesen sind. Erzählen Sie mir, woher Sie die Kanone und das Geld hatten, und ich Sorge dafür, dass Ihre Mutter noch heute mit Ihnen hier rausspaziert«, bietet mir Reed an. Sein Tonfall klingt lasziv, als wollte er, dass ich ihm abkaufe, was er mir vorschlägt.

Nein danke. Über das Geld wissen sie Bescheid – sie haben nicht lange gebraucht, um es herauszufinden. Ich sehe ihn mit verwirrtem Blick an und lege unschuldig den Kopf schief. *Geld?* Eine Sekunde lang starrt er mich an, dann schaut er auf seine Ordner hinab und schreibt etwas Geheimnisvolles. Agent Reed kauft mir meinen Mist nicht ab. Er ist nicht beeindruckt. Wenigstens ist er kein totaler Trottel.

Seine Lippen strichen über meine Ohrmuschel. »Wirst du antworten? Oder muss ich dich wieder dazu zwingen?«

Tick-tack ... Ich kann mich nicht ewig hinter meinem Schweigen verstecken. Es werden einige ziemlich schwere Anschuldigungen gegen mich erhoben. Man marschiert wohl nicht einfach so mir nichts, dir nichts aus Mexiko in die USA. Ich weiß, dass ich kooperieren, ihm meine Geschichte erzählen und ihn auf meine Seite ziehen sollte, aber das kann ich einfach nicht. Wenn ich mein Schweigen breche, wird es mir nie gelingen, all das hinter mir zu lassen. Mein gesamtes Leben wird für immer von den letzten vier Monaten überschattet werden. Und mehr als das: Ich weiß nicht, was zum Teufel ich überhaupt sagen soll! Was *kann* ich denn sagen? Zum 100. Mal heute vermisse ich Caleb.

Etwas tropft auf meinen Hals und ich erkenne, dass ich weine. Ich frage mich, wie lange mich Agent Reed schon

beobachtet und darauf wartet, dass ich einknicke und nachgebe. Ich fühle mich verloren und sein Anflug von Besorgnis erscheint mir plötzlich wie ein Rettungsanker. Es ist schwer, an seiner Stelle nicht Caleb zu sehen.

»J-ja«, stammelte ich leise. »Ich habe Hunger.«

Ein paar lange, spannungsgeladene Sekunden verstreichen, bevor er das gefühlt endlose Schweigen bricht. »Sie glauben mir vielleicht nicht, aber mir liegt Ihr Wohl am Herzen. Wenn Sie nicht versuchen, uns dabei zu helfen, Ihnen zu helfen, werden die Dinge außer Kontrolle geraten. Und zwar ziemlich schnell.« Kurz verstummt er. »Ich brauche Informationen. Wenn Sie Angst haben, können wir Sie beschützen, aber Sie müssen uns irgendein Zeichen Ihres guten Willens geben. Mit jedem Tag, den Sie nichts sagen, schrumpfen Ihre Chancen.« Er starrt mich an und ich kann fühlen, wie er mich mit seinen ausdrucksstarken dunklen Augen dazu bringen will, ihm die Antworten zu liefern, nach denen er sucht. Einen Moment lang möchte ich glauben, dass er mir wirklich helfen will. Kann ich es mir leisten, einem Fremden zu vertrauen?

Was wollte er von mir, das er sich nicht einfach nehmen konnte?

Mein Mund öffnet sich. Worte liegen mir auf der Zunge. *Er wird ihm wehtun, wenn du etwas sagst.* Mein Mund klappt zu.

Agent Reed schaut frustriert drein. Sollte er wohl auch sein, schätze ich. Er holt tief Luft und wirft mir einen anderen Blick zu, der besagt: *Na schön, du hast es so gewollt.*

Er fasst nach unten und ergreift einen der braunen Ordner, die er sich zuvor angesehen hat. Nachdem er ihn geöffnet hat, starrt er zuerst hinein, dann zu mir.

Er beugte sich vor und hielt mir den köstlich duftenden Brocken an die Lippen.

Einen Augenblick lang sieht er unsicher aus, dann jedoch entschlossen. Er entfernt ein Blatt aus der Akte und kommt auf mich zu, hält das Papier lose in einer Hand. Beinahe will ich nicht sehen, worum es sich handelt, aber ich kann nicht anders. Ich *muss* es sehen. Mein Herz schlingert! Jede Faser meines Wesens frohlockt auf einmal. Tränen brennen mir in den Augen und ein Laut, der sowohl Kummer als auch Freude vermittelt, entringt sich meinem Mund, bevor ich ihn zurückhalten kann.

Es ist ein Foto von Caleb! Ein Bild seines wunderschönen, tadelnd aussehenden Gesichts. Ich will es so verzweifelt haben, dass ich danach greife und die Finger ausstrecke, um näher an sein Bild zu gelangen.

Mit beinah schamloser Erleichterung öffnete ich den Mund, aber er riss das Fleisch fort.

»Sie kennen diesen Mann?«, fragt Agent Reed, aber sein Ton lässt keine Zweifel zu. Er weiß, dass ich ihn kenne. Das ist ein Spiel. Ein gutes. Mit einem erstickten Schluchzen greife ich erneut nach dem Foto. Agent Reed hält das Bild knapp außerhalb meiner Reichweite.

»Mistkerl«, flüstere ich heiser und starre auf das Blatt Papier. Wird es verschwinden, wenn ich blinzle?

Dann bot er es mir wieder an.

Ich strecke mich zwar nicht mehr nach dem Foto, aber ich kann nicht aufhören, es anzusehen. Caleb ist auf dem Foto jünger als heute, aber nicht viel jünger. Trotzdem mein Caleb. Das blonde Haar wird ihm hinten hochgeweht und seine karibikblauen Augen sehen herrlich aus, wie sie mit finsterem Blick in die Kamera starren. Sein Mund mit den vollen, perfekt zum Küssen geeigneten Lippen bildet eine verärgerte Linie in diesem vollendeten Antlitz. Er trägt ein weißes Hemd und durch den offensichtlichen Wind, der es auseinanderbauscht, erhasche ich einen Blick auf seinen sonnengebräunten Hals. Mein Caleb. Ich will meinen Caleb. Vernichtend sehe ich Agent Reed an. Ich lege meine Wut in jede Silbe, als ich mein Schweigegelübde breche. »Geben ... Sie mir ... das.«

Für den Bruchteil einer Sekunde weiten sich Agent Reeds Augen. Selbstgefällige Zufriedenheit flackert darin auf, bevor sie sofort wieder verschwindet. Runde eins geht an den Agenten. »Also *kennen* Sie ihn?«, hakt er mit höhnischem Unterton nach.

Ich funkle ihn böse an.

Er tritt näher, das Bild vor sich gestreckt.

Und wieder.

Ich greife danach, er zieht es zurück.

Jedes Mal kroch ich näher, bis ich mich zwischen seinen Beinen eingekeilt befand und meine Hände zu beiden Seiten seines Körpers ruhten.

Caleb hat mir einige Dinge über das Provozieren von Kämpfen, die ich nicht gewinnen kann, beigebracht. Er würde wollen, dass ich den Kopf benutze und alles ausschöpfe, was ich zu bieten habe, um zu bekommen, was ich will. Ich zwingt mich, Ruhe und Betroffenheit zur Schau zu stellen. Die Traurigkeit stellt sich mühelos ein.

»Ich ... ich *habe* ihn gekannt.« Bewusst starre ich auf meinen Schoß und lasse die Tränen fließen.

»Sie *haben* ihn gekannt?«, bohrt Agent Reed neugierig weiter. Ich nicke und lasse ein mehrfaches Schluchzen durch den Raum hallen.

»Was ist mit ihm passiert?«, will er wissen. Ich will, dass er neugierig ist.

»Geben Sie mir das Bild«, flüstere ich.

»Sagen Sie mir, was ich wissen will«, kontert er. Ich weiß, dass ich ihn dort habe, wo ich ihn haben will.

»Er ...« Kummer überwältigt mich. Ich brauche meinen Schmerz nicht vorzugaukeln ... Ich *bin* mein Schmerz. »Er ist in meinen verdammten Armen gestorben.« Sofort erinnert sich mein Geist an Caleb. Seine ausdruckslose Miene. Der Körper voll Dreck und Blut. Der Moment, als ich ihn verloren habe. Nur Stunden davor hatte er mich noch in den Armen gehalten und ich hatte gedacht, es würde endlich alles gut werden. Ein Klopfen an der Tür ... und alles war anders.

Agent Reed tritt vorsichtig einen Schritt näher. »Ich merke schon, das ist nicht einfach für Sie, aber ich muss erfahren, wie, Miss Ruiz.«

»Geben Sie mir das Bild«, verlange ich schluchzend. Er nähert sich einen weiteren Schritt.

»Sagen Sie mir, wie«, flüstert er. Der Mann hat dieses Spiel schon öfter gespielt.

Ich schaue auf und funkle ihn durch tränennasse Wimpern an. »Indem er mich beschützt hat.«

»Wovor?« Er kommt näher, so nah, so gierig.

»Vor Rafiq.«

Ohne ein weiteres Wort wendet sich Agent Reed ab, um ein weiteres Foto aus der Akte zu holen, bevor er sich wieder mir zudreht. »Vor diesem Mann?«

Ich fauche. Ein richtiges, beschissenes Fauchen. Wir sind beide überrascht von meiner Reaktion. Mir ist nie bewusst gewesen, dass ich so animalisch sein kann. Gefällt mir irgendwie. Ich fühle mich zu allem fähig.

Plötzlich warf ich die Arme hoch, hielt seine Hand fest und schlang den Mund um seine Finger, um ihm das Essen zu entreißen. O mein Gott, so gut.

Agent Reed ist so nah, und er ist nicht darauf gefasst, als ich den Kragen seines Anzugs packe und seinen verfuckten Mund auf meinen ziehe. Er lässt den Ordner fallen.

Mein!

Trotz seiner Überraschung gelingt es Agent Reed, mich zurück aufs Bett zu drücken. Er lässt die Handschellen um mein Handgelenk zuschnappen und kettet mich ans Bett. Bevor ich nach dem Ordner greifen kann, reißt er ihn weg.

Er bewegte sich schnell – seine Finger ertasteten meine Zunge und kniffen heftig zu, während seine andere Hand meinen Hals packte.

Verwirrung und Zorn verzerren seine Züge. »Was zum Teufel soll das werden?«, flüstert er und wischt sich langsam über die Lippen, betrachtet seine Finger, als stünde die Antwort irgendwie auf ihnen geschrieben.

Das Essen purzelte über meine Lippen und fiel auf den Boden, ich heulte bedauernd auf, während seine Finger weiter in meinem Mund steckten.

Als ich zu sprechen versuche, schreie ich stattdessen meine Frustration hinaus und Tränen der Wut treten mir in die Augen.

»Du bist sehr stolz und sehr verzogen, und das werde ich dir doppelt und dreifach austreiben.«

Als die Pflegerin hereineilt, aufgeschreckt und mit einer Hand am Herzen, fordert Agent Reed sie höflich auf, wieder zu verschwinden.

»Besser?«, fragt er mich und zieht eine Augenbraue hoch.

Ich starre auf meine angeketteten Hände. »Nicht mal annähernd ...«

Bei lebendigem Leib seziert. Ein-aus-summ-summ-ein-aus.

Caleb, du fehlst mir.

»Hilf mir, ihn zu fassen, Olivia.« Kurz verstummt Agent Reed. Sein Gesichtsausdruck ist berechnend, aber er braucht auch irgendetwas. »Ich weiß, ich bin kein netter Kerl, aber möglicherweise brauchen Sie jemanden wie mich auf Ihrer Seite.«

Caleb.

Verswindet, verschwindet, verschwindet.

Mein Herz schmerzt. »Bitte ... geben Sie mir das Foto«, bettelle ich.

Agent Reed tritt in mein Blickfeld, aber ich starre nur auf seine Krawatte. »Wenn ich Ihnen das Foto gebe, erzählen Sie mir dann, was passiert ist? Beantworten Sie dann meine Fragen?«

Ich nuckle an meiner Unterlippe, fahre mit der Zunge darüber, während ich sie zwischen den Zähnen einklemme. Es heißt: Jetzt oder nie, und nie ist nicht wirklich eine Option. Das Unvermeidliche hat mich eingeholt. »Nehmen Sie mir die Handschellen ab.«

Der Blick des Agenten huscht über mich. Ich weiß, sein Verstand muss sich förmlich überschlagen vor Ideen, wie er mich zum Reden bringen könnte. Vertrauen ist keine Einbahnstraße. Zeig du mir deins, dann zeige ich dir meins. Langsam kommt er auf mich zu und entfernt vorsichtig die Handschellen von meinem Handgelenk. »Nun?«, fragt er.

»Ich erzähle es Ihnen. Nur Ihnen. Im Gegenzug geben Sie mir jegliche Bilder, die Sie von ihm haben, und holen mich hier raus.« Mein Herz schlägt einen wilden Trommelwirbel in der Brust, aber ich nehme allen Mut zusammen. Ich bin eine Überlebenskünstlerin. Ich strecke die Hand aus. »Geben Sie mir das Bild.«

Agent Reeds Mund verzieht sich vor Enttäuschung über die Erkenntnis, dass er mir diesen Punkt nicht abringen kann. Widerwillig hebt er seinen Ordner auf und händigt mir das Foto von Caleb aus. »Sie werden mir zuerst sagen müssen, was Sie wissen, danach kann ich mit meinen Vorgesetzten reden und einen Deal aushandeln. Ich verspreche Ihnen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um Sie zu beschützen, aber Sie müssen anfangen zu reden. Sie müssen mir erklären, warum es so aussieht, als wären Sie

tiefer in diese Sache verstrickt, als es eine 18-Jährige sein sollte.«

Niemand sonst existiert, während ich auf Calebs Gesicht starre. Ich schluchze und fahre die vertrauten Linien seiner Züge nach. *Ich liebe dich, Caleb.*

»Ich hole jetzt Kaffee«, kündigt Agent Reed mit zugleich resignierter und entschlossener Stimme an. »Und wenn ich zurückkomme, erwarte ich Antworten.« Weder bemerke ich, wie er geht, noch interessiert es mich. Aber ich weiß, er lässt mir Zeit, um in Ruhe zu trauern.

Damit verließ er den Raum und warf die Tür zu. Diesmal hörte ich das Schloss.

Zum ersten Mal seit fünf Tagen darf ich allein sein. Ich vermute, es wird für eine Weile das letzte Mal sein, dass Caleb und ich ungestört Zeit miteinander verbringen. Mit zittrigen Lippen küsse ich ihn.



2

Caleb schien es, als würde die Natur der Menschen um eine einzige empirische Wahrheit kreisen: Wir wollen, was wir nicht haben können. In Evas Fall war es die Frucht des verbotenen Baumes. In Calebs Fall war es Livvie.

Es war eine unruhige Nacht gewesen. Livvie hatte im Schlaf gewimmert und gezittert, und Calebs Brust krampfte sich bei jedem einzelnen Geräusch zusammen. Er gab ihr mehr Morphinum und nach einer Weile beruhigte sich ihr Körper – obwohl sich hinter ihren Lidern immer noch ein fieberhaftes Treiben abzuspielden schien. *Alpträume*, vermutete er. Ohne Angst vor Peinlichkeit oder Tadel verspürte er den Drang, sie zu berühren. Er hielt sie fest und tröstete sie beide, aber er bekam Rafiqs SMS nicht aus dem Kopf.

Wie bald würde er in Mexiko landen?

Wie würde er auf Livvie und ihren Zustand reagieren?

Wie viel Zeit blieb Caleb noch mit Livvie, bevor sie ihm genommen würde?

Genommen. Ein seltsames, grauenhaftes und fremdartiges Wort. Er schloss die Augen und rief sich die Realität ins Gedächtnis. *Du gibst sie weg.* Er öffnete die Augen. *Und je eher, desto besser.*

Gegen Logik kam er nicht an. Logik hatte ihn länger am Leben erhalten, als seine Erinnerungen reichten. Er war nüchtern und effizient. Mit Fragen der Moral vergeudete er keine Zeit. Allerdings *wollte* er gegen die Logik ankommen. Er wollte einen Grund für das finden, was er

empfand, um den abgebrühten Mann in seinem Kopf zu besänftigen. Aber das konnte er nicht. Die Wahrheit lautete: Er *wollte* sie. Eine andere dagegen war, dass genau das nie sein konnte. Er zog Livvie noch enger an sich, achtete darauf, nicht ihre Rippen oder ihre verletzte Schulter zu quetschen, und vergrub die Nase in ihren langen Haaren, versuchte, ihren Geruch in sich aufzusaugen.

Er hatte ihr gesagt, er sei nicht ihr Märchenprinz. Aber was er verschwiegen hatte, war, wie sehr er sich wünschte, es zu sein. Irgendwann einmal war er vielleicht ... normal gewesen. Bevor er entführt worden war, vor den Schlägen und den Vergewaltigungen und dem Töten – da hätte aus ihm noch etwas anderes werden können als das, was er inzwischen verkörperte. Das war ein völlig neuer Gedankengang für ihn. Noch nie hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen, welche Wege man sonst noch hätte einschlagen können oder auch nicht. Sein Leben spielte sich in der Gegenwart ab, ohne neblige Fantasien. Nun aber beschäftigten ihn Fantasien sehr wohl. Fantasien darüber, der Mann zu sein, der Livvie alles geben konnte, was sie je wollte. Ein Mann, den sie vielleicht ...

Aber so ein Mann bist du nicht, stimmt's?

Caleb seufzte. Er kannte die Antwort. Die Fantasien anderer hatten ihn nie verwirrt, seine eigenen jedoch ließen ihn plötzlich unzufrieden auf sein Leben blicken, das er bisher akzeptiert und von Zeit zu Zeit sogar genossen hatte. Er wollte, dass sie verschwanden, diese Gefühle der Sehnsucht und des Bedauerns. Er wollte wieder für die Jagd, für das Töten leben – das war so lange das Einzige gewesen, was für ihn einen Sinn ergeben hatte. Selbst in jenen dunklen Augenblicken, wenn sein innerer Drang ins Straucheln geriet und er die Möglichkeit, Vladek je zu

finden, infrage stellte, war ihm nie in den Sinn gekommen, etwas anderes zu werden als das, was er war.

Aber nach nur dreieinhalb Wochen mit Livvie, in denen sie hauptsächlich in ein dunkles Zimmer gesperrt war, schien sich alles zu verflüchtigen. Das war dumm, naiv und gefährlich. In so kurzer Zeit konnte sich ein Mensch nicht von Grund auf ändern. Caleb war nicht anders als zuvor. Und doch *fühlte* er sich anders, und nicht einmal Logik konnte daran rütteln. Wären da nur nicht die Erinnerungen, jene schrecklichen, verflochtenen Erinnerungen an Narweh, der ihn verprügelt und vergewaltigt hatte. Oder die Bilder von Livvie – blutverschmiert, mit blauen Flecken übersät und zitternd in den Armen dieses Bikers. Vielleicht hätte er dann nicht das erdrückende Gefühl, das seine gesamte Welt um ihn herum in sich zusammenfiel.

Gott! Oder was er getan hatte, um diese Schweine bezahlen zu lassen. Raserei hatte ihn in dieser Form sehr lange nicht mehr übermannt. Aber er bereute keine Sekunde davon. Er hatte den Ausdruck in den Visagen der Biker genossen, als er das Messer tief in Tiny gerammt hatte und das Blut überallhin spritzen ließ. Auf sich selbst. An die Wände. Auf alles.

Rache! Das schien seine Bestimmung zu sein.

Es fühlte sich gut an, eine Bestimmung zu haben. Caleb war überzeugt davon, diesen Rausch wieder zu erleben, und zwar in dem Moment, in dem die Erkenntnis in Vladeks Augen treten würde. Und dieser Rausch würde bis zu Vladeks letztem keuchendem Atemzug anhalten. Caleb erschauerte. Er wollte die Befriedigung jenes Moments fühlen. Wollte sie mehr als alles andere fühlen. Mehr, als er das Mädchen wollte.

Sie wird dich hassen. Auf ewig. Sie wird Rache wollen.

»Ich weiß«, flüsterte Caleb in die Dunkelheit des Zimmers. Und als er sich der Taubheit des Schlafs nicht mehr widersetzen konnte, ließ er sich in die Schwärze davontragen.

Der Junge weigerte sich zu baden.

»Caleb, ich sage es dir nicht noch einmal! Du stinkst! Du stinkst entsetzlich. Es ist Tage her und du bist immer noch voller Blut. Jemand wird dich sehen und dann steckst du in richtigen Schwierigkeiten, Junge.«

»Ich bin *Kéleb*. Hund! Ich habe meinen Meister in Stücke gerissen. Ich habe Blut geleckt und es hat mir gefallen! Ich will es nicht abwaschen. Ich will es als Ehrenabzeichen für immer an mir tragen.«

Rafiqs dunkle Züge wurden verkniffen, und seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Bade. Sofort.«

Der Junge straffte die Schultern und funkelte seinen neuen Meister wild an. Rafiq war gut aussehend – viel, viel, viel attraktiver als Narweh. Der abgerichtete Freudenjunge in ihm sprach darauf an. Außerdem war Rafiq erheblich stärker, als es Narweh gewesen war, und somit in der Lage, mehr Schaden anzurichten. Aber der Junge würde sich nicht gestatten, Angst zu haben und vor einem Mann zu kuschen, der sich anschickte, sein neuer Meister zu werden. Er war inzwischen ein Mann, ein *richtiger* Mann! Also konnte er wohl auch selbst entscheiden, wann er sich das Blut aus dem Gesicht waschen würde.

»Nein!«

Rafiq stand auf. Sein Blick wirkte starr und bedrohlich. Der Junge schluckte hart, und trotz aller Bemühungen konnte er die Angst, die er empfand, nicht verleugnen. Als Rafiq auf ihn zukam, unterdrückte der Junge den Drang

zurückzuweichen. Rafiqs schwielige Hand landete fest im Nacken des Jungen und drückte kräftig genug zu, um ihn zusammenzucken zu lassen, aber nicht genug, um seinen Kampf- oder Fluchtreflex auszulösen.

Rafiq lehnte sich zum Ohr des Jungen und knurrte: »Entweder du wäschst dich jetzt sofort selbst oder ich ziehe dich aus und schrubbe deine Haut ab, bis dir im Traum nie wieder einfallen wird, dich mir zu widersetzen.«

Tränen füllten die Augen des Jungen. Nicht weil er Schmerzen litt, sondern weil er sich plötzlich sehr fürchtete und wünschte, Rafiq wäre nicht wütend auf ihn. Er hatte sonst niemanden. Und er war noch jung, nicht in der Lage, sich wirklich ganz allein durchzuschlagen. Seine Abstammung und sein Aussehen waren für ihn bei den Einheimischen von großem Nachteil. Sofern er nicht wieder ein Freudenjunge werden wollte, blieb Rafiq alles, was er hatte.

»Ich will nicht«, presste er in flehentlichem Flüsterton hervor. Die Hand in seinem Genick lockerte den Griff ein wenig und der Junge presste die Augen zu, um die Gefahr drohender Tränen zu bannen. Er weigerte sich zu weinen.

»Warum?«

»Ich will die Gewissheit, dass er tot ist. Es war so schnell vorbei, Rafiq. Es war so schnell vorbei und er ... er hätte es verdient gehabt zu leiden! Ich wollte, dass er leidet, Rafiq. All die Schmerzen, die er mich hat durchmachen lassen, all diese Dinge ... Ich wollte, dass er all diese Dinge fühlt. Wenn ich das Blut abwasche ...« Die Augen des Jungen bettelten Rafiq an.

»Wird es sein, als wäre es nie passiert?«, fragte Rafiq leise.

»Ja.« Es drang als erstickter Laut hervor.

Rafiq seufzte. »Niemand weiß besser, wie du dich fühlst, als ich, Caleb. Aber du *kannst* mir nicht weiterhin trotzen;

du kannst dich nicht weiterhin aufführen wie ein bockiger Rotzlöffel! Du bist nicht mehr *Kéleb*. Wasch dich. Ich verspreche dir, Narweh wird immer noch tot sein, wenn du fertig bist.«

Der Junge wehrte sich gegen die Hand in seinem Genick. »Nein! Nein! Nein! Ich mache es nicht.«

Die verhaltene Herzlichkeit in Rafiqs Zügen erstarrte zu eisiger Kälte. »Ganz wie du willst, *Kéleb*.« Sein Griff um das Genick des Jungen verstärkte sich wieder. Als Caleb vor Schmerz zusammenzuckte und versuchte, sich frei zu winden, sauste Rafiqs andere Hand herab und landete mit einem fleischigen Klatschen in Calebs Gesicht.

Schmerzen waren für Caleb nichts Neues – einen harten Schlag ins Gesicht konnte er mühelos wegstecken –, dennoch fühlte er sich benommen. Er wollte von Rafiq wegwanken, wurde jedoch vom unbarmherzigen Griff des älteren Mannes festgehalten.

»Bade!«, stieß Rafiq knurrend hervor, laut genug, um Calebs Kopf zum Vibrieren zu bringen.

»Nein!«, schrie Caleb, und Tränen liefen ihm übers Gesicht.

Rafiq bückte sich, rammte die Schulter in Calebs Bauch und hievte ihn sich über die Schulter. Ohne auf die Fäuste zu achten, die auf seinen Rücken einhämmerten, marschierte er zielstrebig zum Badezimmer und warf den Jungen regelrecht hinein. Er ignorierte das zornige Geschrei und die schmähenden Flüche aus Calebs verzerrtem Mund und drehte den Hahn auf, um kaltes Wasser in die Wanne zu lassen.

Calebs Körper versteifte sich jäh, als er spürte, wie das frostige Nass seine Kleidung durchtränkte und seine Haut berührte. Außerstande, sich zurückzuhalten, und erfüllt

von Wut gelang es ihm, Rafiq ins Gesicht zu schlagen und halb aus der Wanne zu klettern. Allerdings trieb er Rafiq damit nur zur Raserei. Die Faust des Mannes krallte sich in seine Haare und er spürte rasende Schmerzen auf der Kopfhaut und im Hals, als er zurückgezerrt wurde. Um ihn herum füllte sich die Wanne, während Rafiq ihn auf deren Boden drückte.

Angst und Beklommenheit packten Caleb.

»Du wirst mir gehorchen, Junge! Und wie du das wirst! Oder ich ertränke dich hier und jetzt. Du gehörst mir. Verstanden?«

Calebs Mund und Nase füllten sich mit Wasser. Einzelne Worte konnte er nicht mehr verstehen, hörte nur noch das zornige Gebrüll des Mannes, der ihn im Wasser gefangen hielt. Das Gefühl des unmittelbar bevorstehenden Todes lähmte ihn vor Angst. Alles. *Alles* würde er dafür geben, um nie wieder diese Art von Angst spüren zu müssen.

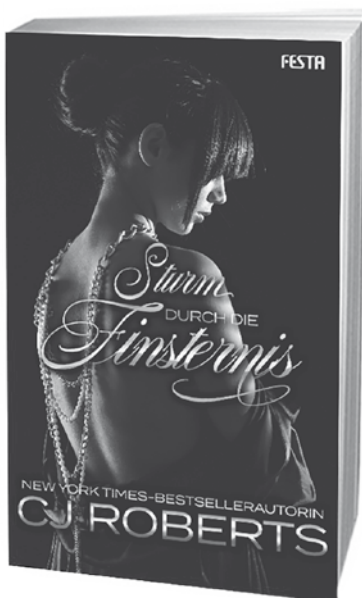
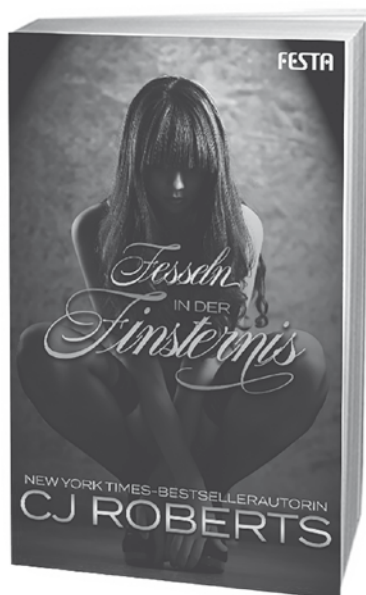
Luft!

Caleb japste und keuchte, als er hochgezogen wurde. Seine Arme suchten fuchtelnd nach Halt und fanden Rafiqs Schultern. Er zog sich der Wärme und Sicherheit von Rafiqs Körper entgegen, kämpfte gegen die Arme an, die ihn abzuschütteln versuchten. An sein panisches Geschrei verschwendete Caleb keinen Gedanken – er wollte nur raus aus der Badewanne. Er wollte nur atmen und sich wärmen.

Starke Arme packten ihn an den Schultern und schüttelten ihn.

»Ruhig, Caleb. Ruhig. Atme«, befahl Rafiq. Sein Tonfall wirkte trotz seiner Intensität besänftigend. »Beruhig dich, Caleb. Ich stecke dich nicht wieder ins Wasser, wenn du bereit bist, mir zuzuhören. Ruhig jetzt!«

DIE DARK DUET-TRILOGIE



Weitere Bände in Vorbereitung



www.facebook.com/AuthorCJRoberts

CJ ROBERTS liebt düstere und erotische Geschichten, die Tabus brechen. Ihr Werk wird als zugleich sexy und verstörend bezeichnet.

CJ wurde in Südkalifornien geboren, wo sie auch aufwuchs. Nach der High School ging sie 1998 zur US Air Force, diente dort zehn Jahre lang und bereiste die Welt. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter.

CJ Roberts bei FESTA:
Fesseln in der Finsternis
Sturm durch die Finsternis
Flucht aus der Finsternis

Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de